

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1995)

Artikel: Über die Zuständigkeit der Architekten und den Gebrauch der
Architektur : zu den Perspektiven des Berufs
Autor: Hoffmann-Axthelm, Dieter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072825>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dieter Hoffmann-Axthelm

Über die Zuständigkeit der Architekten und den Gebrauchswert der Architektur.

Zu den Perspektiven des Berufs

Es gibt, als Zeichen an der Wand, ein doppeltes Datum: den Höhepunkt öffentlicher Beachtung der Architektur (meines Wissens ist sie noch nie, seit es Zeitungen usw. gibt, so weit ins Feuilleton vorgedrungen wie gerade heute, in diesen Jahren und Monaten); und den unverschuldeten, aber nicht zu leugnenden historischen Tiefpunkt ihrer Aussagefähigkeit (noch nie in der Geschichte wurde so viel und so groß gebaut mit einem solchen Minimum an ästhetischer Äußerungsmacht).

Das Neue, das, was die gegenwärtige Situation unverkennbar macht, ihre Aktualität bezeichnet, kommt woanders her: Das Bauen ist zu einer sich selbst inszenierenden Logistik entgleist, mit so ungeheuren Material- und Informationsflüssen, daß die bloße Bewältigung zur Leistung und der Entwurf zum Hasard wird – entweder es läßt sich im Fluge noch eine Bildspur aufsprühen, oder eben nicht. Daß der Architektenberuf dabei unter die Räder kommt, ist das wenigste.

Es kann, wenn man das einmal an sich herangelassen hat, nicht die Aufgabe sein, zu klagen. Was man, wenn sich denn jemand weiterhin zum Thema äußert, fordern und erwarten kann, ist: erstens, eine etwas schmerzhaftere Analyse, als sie in Architekturzeitschriften und unter Architekten üblich ist, und zweitens praktisches Gegensteuern, mit den spezifischen Mitteln eines oder mehrerer berufsspezifischer Verbände.

Eine Situationsbeschreibung ist hier nicht beabsichtigt. Es hat sich herumgesprochen, daß die Veränderungen weit über das Berufsmäßige hinausgehen. Die Unterwerfung des nationalen berufsständischen Regulierungsbesatzes unter die Regularien der EG bildet nur eine Oberfläche. Die wirkliche Veränderung ist das Aussteigen des Bauprozesses aus der Kultur.

Unter unseren Augen zerfällt demzufolge, zweckentsprechend, die Architektenrolle. Unter dem Druck laufender bautechnischer, entwurfspraktischer und medialer Standardsteigerung bilden sich zahlreiche arbeitsteilige Kompetenzen, die überwiegend den Löffel abgegeben haben und innerhalb derer der Entwerfer, der ihn noch störrisch bis heroisch in der Hand hält, minoritär bleibt.

Wo ist die Reaktion der Architekten? Daß man sich gegen die EG-Konkurrenz zu wehren versucht, ist verständlich, aber wen in der übrigen Gesellschaft soll das interessieren? Das ist etwa so, als wollte man eine marode Wirtschaft durch Zollbarrieren schützen. Im Gegenteil, im Interesse

eines Aufwachens der deutschen Architektenschaft und Architektur kann man ihre erbarmungslose Flutung durch gesamteuropäische Konkurrenz durchaus begrüßen. Und wenn bislang die einzige Reaktion der deutschen Architekten einiges berufsständisches Murren ist, dann kann man vom Standpunkt gesellschaftlichen Interesses am Wohl des Berufsstandes nur sagen: Weiter so, es tut noch nicht genug weh.

Bis jetzt geht es nur darum, den deutschen Topf nach außen zu verteidigen. Aber mehr Architektenarbeitslosigkeit in Deutschland ist, europäisch gesehen, nur gerecht. Von den jährlich in Europa ausgebildet entlassenen Architekturstudenten kommen im übrigen Europa schon seit langem nur wenige Prozent je im Leben dazu, überhaupt ein Haus zu planen. Wenn die deutschen Architekten zu viel zu tun haben, um sich um Qualität zu kümmern, in den Nachbarländern aber überlegenes architektonisches Potential auf Halde liegt, wo ist da der Sinn? Der unaufhörliche deutsche Bauboom ist in der Tat einer der Gründe dafür, daß spezifische Qualitäten, wie sie in England oder Italien selbstverständlich sind, bislang entbehrlich waren – man bekam auch so jede Menge Aufträge.

Man hatte es erst recht nicht nötig, nachzudenken. Das willige Beschreiben des Durchschnitts besorgen die Zeitschriften, das Denken beschränkt sich auf die in diesem Land grundsätzlich nicht erfüllten Ansprüche in der Ausschreibung der wenigen Theorie-Lehrstühle. Deutsche Architekten haben dazu keine Zeit. Machen sie den Mund auf, dann kommt, außer der flüssigen Hymnik der Wettbewerbsentwurfsberichte, nur wenig heraus, und selten etwas, was über das Gesprächsniveau von Orchestermusikern hinausgeht.

Die neue EG-Konkurrenz besagt zumindest, daß die Vollbeschäftigungszeiten nun auch in Deutschland zu Ende sind. Das wird für die einzelnen deutschen Büros hart werden, aber kann insgesamt der Sache auch dienen, abgesehen davon, daß niemand die Macht hat, diese neue Enge des Marktes zu verhindern, auch die Brüsseler Eurokraten nicht. Dieser Umstand müßte eigentlich endlich einmal zu praktischeren Überlegungen führen, zu den harten Diskussionen über den gesellschaftlichen Gebrauchswert von Architektur, die man sich bisher im Blick auf die gute Beschäftigungslage gespart hat. Ich beschränke mich hier genau auf diesen einen Punkt.

1. Diagnostisches: Architektur und Narzißmus

Was Architekten massenhaft zu Märkte tragen

Die veränderte Konkurrenzsituation stellt sich bereits ausreichend dar, um auf mehr als eine EG-spezifische Politik der Ausgleichung der Berufschancen durchsichtig zu sein. Zum einen gab es den Anschauungsunterricht der großen Berliner Wettbewerbe. Zum andern greift die neue Lage bis ins Hinterland der neuen Bundesländer durch. Von einer bestimmten Ausschreibungshöhe an müssen Wettbewerbe europaweit ausgeschrieben werden, und so wie sich in den einzelnen deutschen Architekturbüros die englischen und italienischen Absolventen die Klinke in die Hand geben, so kommen bei europaweiter Ausschreibung ganz neue Teilnehmermassen zustande. Die Rückwirkungen auf den Aufbau der Wettbewerbe zeigen sich bereits, es werden Vorunden veranstaltet, oder es wird schlicht aus der Bewerbermenge ausgelost, was gegenüber der jurierten Auslese die gerechtere Form ist, und mit der gewünschten Zahl geht man dann in das eigentliche Verfahren.

Die Massenhaftigkeit ist hier nicht nur ein Verfahrensproblem. Das Verfahrensproblem deckt vielmehr auf, daß die Kriterien nicht ausreichen, und dies weist darauf hin, daß die Sache selber nicht mehr klar ist. Worüber wird eigentlich konkurriert? Müßte nicht mit der Masse die Klarheit der Kriterien der Auslese wachsen, wenn das System überhaupt Sinn haben soll? Müßte also nicht eine Simplizität der geforderten Leistung und eine Überprüfbarkeit der Jurierung hergestellt werden, wie sie, auf einem ganz anderen Gebiet, z. B., bei den zentralen Zulassungswettbewerben in Frankreich und Italien existiert?

Und wohin kämen wir mit solchen Instrumenten? Daß sie dem, was man vom Architekturentwurf erwartet, nicht gerecht werden könnten, darf man voraussetzen. Aber heißt das nicht umgekehrt, daß die Massenkonzurrenz genau dies tut: die Erwartungen an Architektur ad absurdum zu führen?

Berufsvertreter unter den Architekten protestieren, halten Reden, machen sich ihre Gedanken, suchen Schlupflöcher – so als ginge es nur darum, die vorhandene eigene Sache gegenüber neuen Widrigkeiten weiterhin ans Ziel zu bringen. Aber nicht die Vermeidung oder Übersprungung der neuen Hürden ist das Thema, sondern was sie über die Sache sa-

gen, die man durchbringen will. Die neuen Hürden, das sind ja letztendlich nur die von außen kommenden anderen Architekten, die die gleiche Sache haben und die gleiche Absicht, zum Ziel zu kommen, nämlich zu bauen, und zwar ihre Architektur zu bauen.

Es wäre also, entsprechend der oben angedeuteten zweifachen Pflicht von Analyse und Gegensteuern, mindestens vor aller berufspolitischen Umrüstung zweierlei zu klären: Was ist das überhaupt noch für eine Sache, die die Konkurrerenden zu Märkte tragen, und was sollten veränderte Regulierungen und Wettbewerbsverfahren ihnen abverlangen, damit ein Zuwachs an architektonischem Gebrauchswert eintritt und nicht jene Spirale progressiver Verdünnung weitergeht, die wir zur Zeit erleben?

Narzißmus und Massenproduktion

Was tragen die Tausende, die auf dem deutschen als dem letzten funktionierenden Bauparkt ihre Leistung anbieten, letztlich zu Märkte? Was meinen sie mit Architektur? Sie meinen, behaupte ich, ganz schlicht nur noch ihre, sie meinen, durchaus zeitgemäß, ihre persönliche ästhetische Kompetenz, sie meinen sich selbst. Die Grundfigur der Berufssituation ist die soziale Isolierung.

Das ist eine Berufsvorstellung, der die ganze Welt gerade nur recht ist, um ihrem Berufswunsch entgegenzukommen. Die Architekten sind mit Gehäusen gesellschaftlicher Funktionen befaßt, deren Funktionsweise ihnen weder bekannt ist noch sie überhaupt interessiert. Was sie interessiert, ist allein, daß sie persönlich ihm erkennbar Form geben. Sie erstellen hauchdünne Benutzeroberflächen, die nur selten die Brutalität der Zwecke verdecken können, und halten sich für die Schöpfer der Stadt.

Andererseits geht es in der Wirklichkeit des Bauens kaum noch um Architektur. Von hundert errichteten Gebäuden lassen vielleicht zwei es zu, das Wort Architektur zu bemühen. Der Rest ist Mißverständnis, Durchschnitt, Hilflosigkeit, das Zusammenstoppeln lächerlicher Einheiten, die ein Gebäude unerträglich machen, das als anonymes Produkt einer Baufirma wenigstens bloß unauffälliger Standard wäre.

Daß das meiste, was gebaut wird, Mist ist, darüber herrscht Einigkeit. Aber der einzelne Normalarchitekt ist gegen diese Einsicht total resistent, wenn es um den eigenen Entwurf

geht. Die berufsimmanente Fähigkeit zur Aufladung des Entworfenen mit narzißtischer Libido trägt ihn über alle Zweifel hinweg. Was er baut, ist die Verwirklichung seiner selbst, also unangreifbar. Angreifbar sind die anderen.

Großarchitektur und Heldenverehrung

Die Massenproduktion hat nun aber auch die andere Seite, daß der Unterschied von schlechter und guter Architektur in der Öffentlichkeit nicht mehr zu vermitteln ist. Es zählt nur die Herrschaft des medial Transportierbaren. Vermittelbar sind die großen Namen. Die akzeptiert das Publikum, zähneknirschend also auch das zugehörige Produkt. Vermittelbar sind ferner die groben Zeichen: Hochhaus ja oder nein, Glas oder Stein. Aber nimmt man noch Block und Zeile hinzu, dann ist bereits auch der Rand dessen erreicht, was in die Köpfe der Architekten selber hineinpaßt. Die spezifische Leistung kann gar nicht vermittelt werden: der Wettlauf des Entwerfers mit der Bauökonomie. Da ist es gleich, auf welches Vorbild man sich bezieht, den Wettlauf des Hasen mit dem Igel auf der Buxtehuder Heide oder den noch aussichtsloseren des Achilleus – Achilleus heißt z. B. Jean Nouvel oder Rem Koolhaas – mit der Schildkröte. Für das Berufsbewußtsein ist der nicht zu gewinnende Wettlauf des einsamen Läufers (oder Surfers) der bewußtseinstiftende Kern.

Je geringer der Beitrag des Architekten zum Gebauten ausfällt, desto nötiger hat man den Kult der wenigen erfolgreichen Großarchitekten, und desto aufwendiger wird dieser inszeniert. Das hat seine eigene Logik: Wenn in Film, Mode, Sport die Ohnmacht und Entleerung der Trägerperson einhergeht mit ihrer ins Maßlose wachsenden Benutzung durch die Projektionen der vielen, die nie ins Rampenlicht gelangen, wie soll es in der Architektur anders sein?

Ist das Durchkommen die eigentliche Architekturleistung, dann ist das, was gelungene Architektur ausmacht, der Bestand an im Geschiebe der Produktionszwänge durchgekommener Sichtbarkeit, an Handschrift, an namentlicher Subjektivität. Daraus ergibt sich genau das gesellschaftliche Problem: Das Durchkommen erfordert einen solchen Einsatz an individueller Kraftanstrengung, Kompetenz und Bündelungsfähigkeit, daß der Erfolg des Durchkommens dem Erfolgreichen den Blick verstellt auf das, was er, aus objektiven Gründen, der Gesellschaft schuldig bleibt.

Das Schulbeispiel für einen, der intellektuell und von seinen ästhetischen Vorgaben her der Sache gewachsen ist, ist Rem Koolhaas. Er versucht, so schnell zu rennen wie die Verhältnisse selber. Das gelingt ihm, und damit hält er seine Architektur auf dem Punkt der jeweiligen Aktualität. Mehr nicht. Alle anderen Ziele hat Koolhaas fallen lassen müssen, um das Tempo zu halten. Er ist im genau altgriechischen Sinne der Superhero der Architektur.

Aber was bringt dieses Wettrennen den Stadtbenutzern? Prometheus brachte immerhin das Feuer, und Herakles erledigte jede Menge zivilisationsfeindlicher Ungeheuer. Welche humanisierenden Taten vollbringt Koolhaas für die Stadtbewohner? Er überbringt ihnen die Botschaft: eine schnelle Ästhetik kommt durch. Das ist fabelhaft. Aber was haben sie, was hat die Stadt insgesamt davon? Euralille, was ist es, vom stadtökonomischen – vermutlich vergeblichen – Kraftakt abgesehen, anderes als eine ästhetische Aktualität, der Beweis dafür, daß Koolhaas teuflisch rennen kann?

Gebrauchswertkrise

Worin liegt der Gebrauchswert von Architektur für die Gesellschaft? Gerade wenn man davon ausgeht, daß der Gebrauchswert nicht der ingenieurmäßige ist, sondern ihre ästhetische Leistung, ihr Beitrag an Wahrnehmbarkeit, dann kann man sich nicht mit dem fraglos vorausgesetzten Vorliegen dieses Gebrauchswertes zufrieden geben. Es muß benennbar sein, was dabei für die anderen herauskommt (was für den Investor herauskommt, wissen wir).

Der traditionelle Gebrauch ist verwehrt, Architektur ist heute weder Schrein des Heiligen noch Gehäuse der Herrschaft, noch der Ballspielsaal des abstrakten Volkswillens. Umgekehrt wäre eine Architektur, die sich auf bloßen wertsteigernden Publikumserfolg beschränkte, wie etwa die Disney-Hotels, zu wenig, um den Aufwand wert zu sein. Was blieb dazwischen übrig – blieb überhaupt etwas?

Ich bin vollkommen sicher, daß es dieses Dazwischen gibt. Aber gibt es eine nennenswerte Anzahl an Architekten, die sich darum kümmert? Das Thema der Wahrnehmbarkeit des Gebauten ist als solches noch gar nicht zureichend gestellt, nämlich auf dem heutigen Niveau des Verschwindens von Sichtbarkeit. Wie macht man die Kälte moderner Bauten erträglich? In der heroischen Zeit der Moderne wollte man sie gerade vorzeigen. Welche Nutzer, auf das normale

Leben gesehen, soll das heute interessieren? Die Frage der Erträglichkeit hängt mit derjenigen der Wahrnehmbarkeit eng zusammen, ist aber kaum schon richtig gestellt. Und als Drittes könnte man, ganz aus dem Stegreif geredet, nach der Natürlichkeit des Gebauten zum Zeitpunkt weitgehend zerstörter oder verbrauchter Natur fragen. Die Öko-Architektur, die wir haben, ist entweder naiv-sektiererisch, oder sie geht in die Richtung des sogenannten High-Tech und damit vermutlich in eine falsche Richtung (worüber ausführlich und differenziert nachzudenken und zu reden wäre).

Das ist sehr vorläufig gesagt. Es reicht aber hoffentlich, um das eine klarzumachen, daß der Nachweis vorliegenden Gebrauchswertes weitestgehend aussteht, und daß das, was heute an Architektur angeboten wird, sich von einer weiteren Kreisen verständlichen Gebrauchswertbindung – einer nachzuempfindenden Nützlichkeit – immer weiter entfernt und zufrieden ist, wenn die kurzfristige optische Sensation zustande kommt, mit der man das mediale Spiel in Gang hält.

2. *Eine Zwischenfrage: Wann nehmen der TÜV oder die Stiftung Warentest Architektur in ihr Testprogramm auf?*

Ein Beruf wird langsam überflüssig

Die Architekten bewegen sich bei der Definierung ihres Berufs zunehmend in einem merkwürdigen Widerspruch. Einerseits präsentieren sie sich überwiegend als autonom, keiner überhöhenden Vergangenheit bedürftig und ausreichend als Handhaber der zeitgenössischen Techniken und Funktionen ausgewiesen, andererseits beanspruchen sie eine Monopolstellung des Gestaltens, die aus diesen zeitgenössischen Techniken und Funktionen überhaupt nicht begründbar ist, ja nur bestritten werden kann.

Es sind gerade die historischen Voraussetzungen, die den Architektenberuf charakterisieren und vom Beruf des Mediziners oder Juristen unterscheiden: ihre Leistung, Krankheiten und Prozesse zu bearbeiten, hat durch die Entmythologisierung des gesellschaftlichen Bildes von Recht oder Medizin für den Beruf vergleichsweise geringe Folgen gehabt.

Im Unterschied hierzu hat der Architektenberuf gerade mit demjenigen Bildverlangen zu tun, das wir im säkularen Prozeß der Entmythologisierung abgelegt haben. Dies ist zugleich der Grund dafür, daß Mediziner und Juristen sehr früh, die Architekten, insoweit Bildproduzenten, dagegen erst in diesem Jahrhundert den archaischen Apparat von Riten, Masken und Anrufungen (also das, was Summerson die „klassische Sprache der Architektur“ genannt hat) abgelegt haben.

Der Ausgangspunkt jeder Berufsdiskussion muß also sein, daß der Ursprungsauftrag an die Architektur, Gesellschaft sichtbar zu machen, sich erledigt hat. Ohne diesen Auftrag bleibt, was immer da war, lange ehe es Architektur gab: für vorhandene Bedürfnisse Behälter zu bauen. Das können die Ingenieure und Baupraktiker alleine. Nur für sie, keineswegs für die Architekten, gilt die gleiche tröstliche Kontinuität, die den Mediziner und Juristen den zuverlässigen Fortbestand von Krankheit und Streit verheißt: daß immerdar Gebäude gebraucht werden.

Aber, wenden da die Architekten ein, es gibt doch noch die Ästhetik, das können die Bauingenieure doch nicht. Stimmt, wenn man an das denkt, was heute kaum noch vorkommt, die ARCHITEKTUR. Fertige Gebäude ästhetisch aufmotzen, das können in Zukunft sicher auch andere Berufe übernehmen.

Zum einen zerfällt der Beruf ganz praktisch vor unseren Augen. CAD-Spezialist, Entwerfer, Bauleiter, Architekturmanagement (Durchführen von Wettbewerben, Ausstellen, Veröffentlichen), Rendering usw., das sind nur einige der auffälligsten Aufspaltungen, die einem täglich begegnen, unabhängig von dem ganzen Heer von Technikern, die immerhin 90 Prozent der Bauaufgabe fest in der Hand haben.

Zum anderen ist eine Berufsdiskussion sinnlos, die sich an den Helden orientiert. Angesichts vieler tausender, in den meisten europäischen Ländern auf den Zustand der Arbeitslosigkeit hinstudierender Architekturstudenten, und angesichts des heute praktizierenden Berufsstandes, der eben nun einmal mehr als den unbedarften Durchschnitt nicht hergibt und nie hergeben wird, der seit 100 Jahren Stadt und Land vollmüllt, ist eine Berufsdiskussion nur als Diskussion durchschnittlicher Chancen sinnvoll.

Alle weiterführenden Fragen haben also zu fragen, nicht, wie die Spitze noch weiter zuzuspitzen und zu isolieren ist – sie bricht von ganz alleine ab –, sondern wie man auf die

Durchschnittstatsache reagieren kann, unter der Voraussetzung, daß Durchschnitt eine Qualitätsebene ist, die man bedingt heben, aber nicht über sich selbst hinaus, ins Überdurchschnittliche, treiben kann.

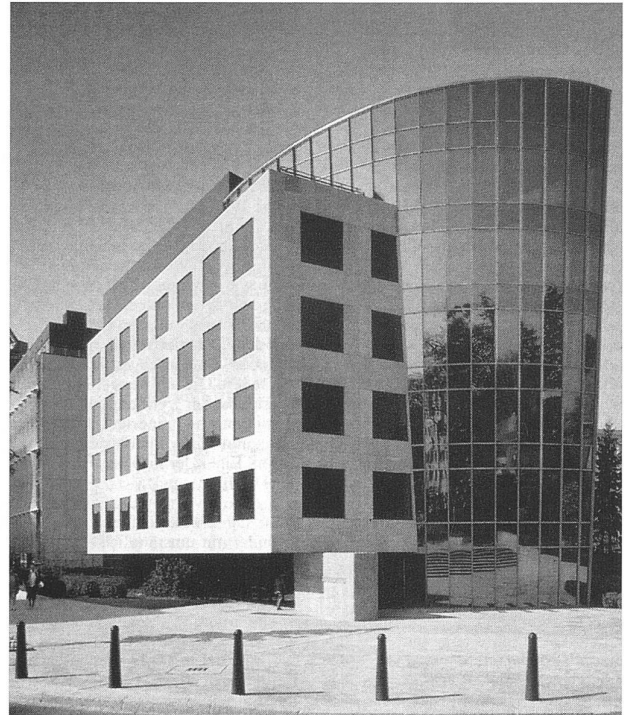
Bei der Architekturlektüre

Als Gebäudekunst, als Gebäudeästhetik, ist Architektur obsolet. Zum Beweis ein kurzes realistisches Eintauchen in die Realität dessen, was landauf landab gebaut wird. Wo, bitte, ist die Architektur, von der die Entwerfer reden? Ich lese, wie Sie vermutlich auch, Architekturzeitschriften, u. a. die wöchentlich erscheinende, die mitunter den Vorteil hat, durch dichte Folge Schocks zu vermitteln, deren die Monats- oder Dreimonatsblätter (und erst recht ein Jahrbuch) nicht fähig sind – z. B. die Nummern 5 und 6/1995, die erste über Ecken, die zweite über Kulturbauten.

Nr. 5 beginnt mit einer vollen Breitseite, mit der Banque de Luxembourg. Der Grundgedanke ist umwerfend: Was passiert, wenn man ein Bügeleisen durch eine Schachtel durchsteckt. Der Effekt ist so banal, daß nicht einmal Ekel aufkommt. Die beiden zwangskopulierten Ästhetiken, der schwebende Kubus mit Lochfassade einerseits, der vollverglaste Schiffsbug andererseits, führen zu einem Kurzschluß, der so schnell und unauffällig verpufft, daß man nur sagen kann: Wirkung blieb aus. Dagegen ist es eine aufklärerische Tat, diese Gemeinheit unausweichlich auf die erste Schwerpunktseite zu knallen, und dann nicht etwa locker zu lassen, sondern ungerührt das gleiche noch einmal zu verarbeiten, diesmal mit Innenbeleuchtung bei Nacht. (Wäre irgendein Wort anders zu setzen, wenn ich stattdessen die ein paar Seiten weiter abgehandelte schwer bestückte Ecke von Takamatsu an der Frankfurter Allee in Berlin-Friedrichshain genommen hätte?)

Nr. 6 zeigt in gleicher Position das Foyer des Opernhauses von Tel Aviv. Dieses selber ist ein normaler ehrlicher Container. Das war offenbar zu wenig, und so wurde der klare Kasten durch Ron Arad und Alison Brooks bis oben mit Vanillepudding gefüllt. Nicht nur ist alles dabei gold bis gelb, sondern statt eines Innenraumes gibt es autonome molluskenartige Formen, in denen ersatzweise Raum gespielt und Funktion geboten wird, Treppe, Bar, Kiosk, Kasse. Man kann anhand der Fotos schwerlich beurteilen, ob dieser parasitär eingewucherte Superpilz vom klassi-

Banque de Luxembourg.
Architekten: Arquitectonica, Miami,
Bernardo Fort Brescia, Laurinda Hope Spear.
Aus: Bauwelt 5/1995

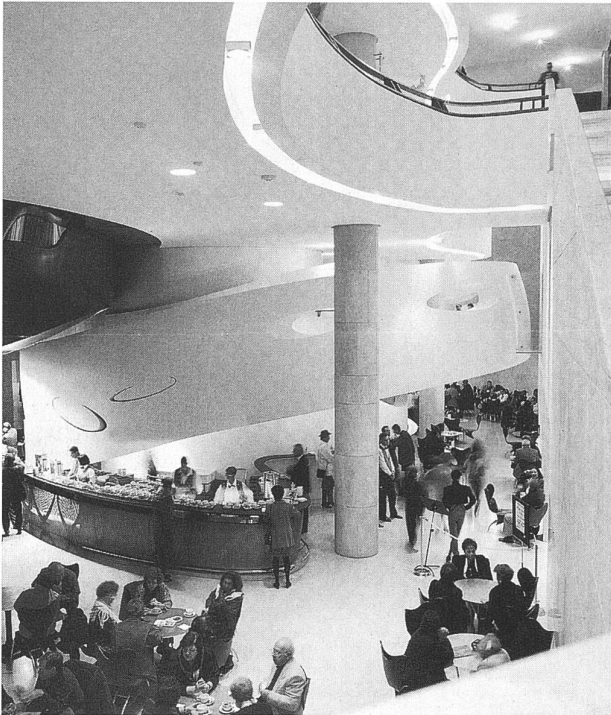


schen Raum noch etwas übrig läßt, aber die Sicherheit, mit der hier organoplastischer Kitsch Architektur ersetzt, teilt sich zuverlässig mit.

Wozu also noch die ganze Anstrengung und Aufmerksamkeit? Architektur ist in solchen Fällen der Turboeffekt, der an das bereits funktionierende Gerät angestückt wird. Hier arbeiten Leute, die Designpakete herstellen. Mal bringt man die Zusatzaggregate außen an, mal innen, je nach dem, wo der Ton liegt. Es gehört nun aber gerade zu den Eigenarten des Design, daß es bei Autos, Möbeln, Füllhaltern usw. unabhängig von seiner Qualität – qua Design – angemessen ist, bei Gebäuden nicht. Wenn Gebäude so behandelt werden, wird ein Anspruch verletzt. Gleichzeitig sagt das etwas über den Aufenthaltsort der Architektur. Er ist nicht mehr im Gebäude, er ist im Regelfall außerhalb. Es ist diese Perspektive von außerhalb, die zur Verwischung der Grenze zum Design führt.

Insofern ist der Hinweis auf die Designqualität nicht billig, wie es scheinen mag, sondern genau zu nehmen. Worin unterscheidet sich die heutige gewöhnliche Architekturqualität denn wirklich vom Container-Design der sechziger

Opernhaus Tel Aviv.
Architekten: Ron Arad, Alison Brooks.
Aus: Bauwelt 6/1995



Jahre? Der Unterschied liegt, von den Restbeständen von Architektur eigentlichen Sinnes abgesehen, die man bei fast allen führenden Architekten noch findet, in der Übermacht der Vorstellung – also der Existenz im Kopf.

Diese reagiert auf die Verweigerung von Architektur durch den realen Bau- und Nutzungsprozeß. Je weniger dort für Architektur Platz bleibt, desto mehr flüchtet sich der Architekt in den Bereich, den er noch in der Hand hat, die vom Nutzungsprozeß abstrahierte Vorstellbarkeit der Gebäude, sein Bild. Darin geht nun alle Kraft. Aber in der Wirklichkeit führt das nur dazu, daß zwei völlig disparate Texte übereinanderliegen, der bauwirtschaftliche und der architektonische, und es ist diese Unverbundenheit, die im banalen Fall als reines Aggregat auftritt, im anspruchsvollen Fall als irrealer Bildqualität, die in unseren Köpfen wirklicher ist als im Gebauten, ja nur in ihnen ganz zu sich kommt.

Das ist das spezifisch Moderne, was Architektur heute ausmacht: die Vollendung des Entwurfs in der Wahrnehmung unter Übersprung des real Gebauten. In der Regel gibt es aber nichts im Kopf zu vollenden. Wie sollen die weni-

gen Fälle, wo das möglich ist, die unendliche Masse toter Gebäude, abwesender Flächen aufwiegen und rechtfertigen, mit denen wir gezwungenermaßen tagtäglich leben müssen, weil wir es uns nicht aussuchen können, welche Wege durch die Stadt wir nehmen und in welchen Gebäuden wir uns zu diesem oder jenem Zwecke aufhalten müssen?

Ist die Zuständigkeit der Architekten noch korrekt?

Je weniger die Architekten im Bauprozeß zu sagen haben, desto vehementer beharren sie darauf, Künstler zu sein, und verbitten sich jede öffentliche Einmischung als Angriff auf die Freiheit der Kunst. Daß Kunst und Architektur auf unterschiedlichen Ebenen liegen und mit sehr verschiedenen Verbindlichkeiten zu tun haben, liegt auf der Hand. Welchen Sinn hat also das Insistieren auf dem Künstlertum des Architekten?

Den einzigen Reim, den sich der Nutzer darauf machen kann, ist der: Nach der Seite der Bauherrenschaft hat der Architekt kapituliert. Nun wehrt er sich nach der Seite, wo er noch Land sieht, in Richtung Nutzer, Publikum, Öffentlichkeit. Hier soll die Sphäre freier Autorschaft gelten, die Nutzer sollen Mäzene sein und Konsumenten, applaudieren, statt sich als Leute, die alltäglich mit dem Produkt umgehen müssen, zu wehren.

Daß die Welt sich aufs Tennisspielen reduziert und das Tennisspielen auf Selbstverwirklichung und den Rang in der Weltplatzliste, kennen wir. Warum soll es mit dem Entwerfen anders stehen? Verständlich ist es. Das Problem der Architekten liegt darin, daß sie nicht vorübergehend ausgewählte öffentliche Räume bespielen, sondern für die Behälter der Normalität zuständig sind. Was sie zu verantworten haben, es sei viel oder wenig, ist für den Nutzer obligatorisch, der Nutzer kann in der Regel nicht wählen. Das gilt auch für die bloßen – unfreiwilligen – Wahrnehmungsnutzer: Das Gebäude steht für Jahrzehnte da, macht diesen Stadort aus, den ich nicht oder kaum vermeiden kann, während es beim Tennis (oder bei der künstlerischen Performance) ausreicht, nicht hinzugehen.

Ist das Autorenverständnis von Architektur also noch zeitgemäß? Entspricht es dem veränderten Verhältnis von Leben und Bildausdruck, das wir allenthalben sonst vorfinden? Dazu kommt ein zweites: Die Einbindung der Bauherrenschaft in öffentliche Kontrolle – also die Kontrolle

letztlich auch durch die Nutzer – funktioniert nicht mehr. Die Arroganz der Architekten ruht ganz schlicht auf der stumpfen Unzugänglichkeit des Bauprozesses, der sich von allen individuellen Zugangsmöglichkeiten verabschiedet hat und die vielen Auftraggeber nicht mehr als viele Bauherren, sondern nur noch als Fondsteilnehmer kennt. Der Fond ist anonym, er baut, und auf dieser unbeeindruckten Anonymität des Baugeldes schwimmt der entwerfende Architekt.

In der Vergangenheit waren die Dinge überzeugend geregelt: Zum einen gab es die privaten Bauherren, die für ihren eigenen Bedarf bauen ließen. Ihr Gesinde hatte sich zu fügen, die anderen Bürger waren als Nutzer nicht betroffen. Soweit sie, als Teilnehmer am öffentlichen Raum und Bild der Stadt, betroffen waren, sorgten strenge Maßregeln dafür, daß ihr Mitspracherecht gewahrt blieb.

Zum andern gab es eine Unterscheidung, wo Architektur hingehört und wo nicht. In den privaten Bereich gehörte sie in der Regel nicht, dort herrschten Typologie und Handwerk. Architektur war eine Sache der öffentlichen Bauten, und dort wurde öffentlich entschieden, teils demokratisch, teils despotisch, aber immer auf der zugehörigen Ebene.

Heute scheint die Allzuständigkeit selbstverständlich zu sein. Ist das überhaupt sinnvoll? Und ist es gerechtfertigt? Wenn die vielen ihre Architektur wählen können, wie sie die Filme und Kabelprogramme wählen, die sie sich zumuten, wäre die Sache korrekt. Wenn aber die ästhetische Zuständigkeit der Architekten nur auf der Baumacht der Immobilienfonds, Baugesellschaften und Developer ruht, wo ist da das Recht der Nutzer? Ihre ästhetische Expropriation, so es eine war, beschränkte sich in der Historie wenigstens nur auf die öffentlichen Bauten. Heute ist sie nahezu vollständig, und die einzige Entschuldigung ist, es handle sich um Architektur.

Heimatschutz – Berliner Alarmzeichen

Die Architekten merken in ihrer Versponnenheit im individuellen Kokon nicht mehr, wie weit weg sie von der übrigen Gesellschaft sind, und wird es ihnen gesagt, vermögen sie die Botschaft nicht zu verstehen, sondern deuten sie in ihrem eigenen Kontext als Abwehr von Ästhetik.

Alarmzeichen erster Güte sind da – erste Bürgerinitiativen gegen Architektur. Es gibt zunehmend mehr gewöhnliche

artikulationsfähige Menschen, die neue Architektur nicht mehr als Gabe, als ein Mehr, empfinden, sondern als Beraubung: Architektur als Wegnehmen historischer Stadt. Diese Leute reagieren also auf das Bündnis der Architekten mit der permanenten Modernisierung, mithin gegen den Grundsatz der Moderne, Neues sei besser als Altes. Auf der Seite der Architekten ist es der reine Berufssegoismus, der sie an diesem Bündnis festhalten läßt. Auch das spüren die Leute.

Vor allem aber spüren sie, daß die neugebaute Stadt nicht das ist, was sie sich wünschen. Sie wollen nicht nur moderne, sie wollen auch historische Stadt. Sie scheren also aus dem modernen Konsens aus, der nur einen Maßstab akzeptiert, den der Aktualität. Sie wollen, nachdem fast nur noch moderne Architektur vorliegt – technisch moderne, unabhängig von gut oder schlecht –, nunmehr das wiederhaben, was ihr die vorangegangenen Architektengenerationen abgenommen haben.

Der Versuch, diese Leute als Reaktionäre zu brandmarken, wird fehlgehen. Dieser Streit hat nichts mit Demokratie ja oder nein zu tun. Die Parteien haben diesen Gebäudekonservatismus auch längst geortet und schlagen sich zunehmend auf seine Seite – es sind ihre Wähler. So wird die Demokratiefrage auch viel plausibler: Wer schützt den normalen, unbefangenen Bürger vor Beraubung durch Architektur? Wenn nicht die Stiftung Warentest, dann doch nur der Staat.

Genau das ist der Knoten bei der viel beschriebenen Gestaltungssatzung für den Pariser Platz. Daß Gestaltungssatzungen nach aller Erfahrung kein geeignetes Mittel sind, ist kein Grund, sich vor dem darunterliegenden Problem zu drücken. Das Dummste, was man machen kann, ist, die Freiheit der Kunst ins Feld zu führen – als wenn es dergleichen in der Architekturausübung gäbe. Es fällt auch schwer, das Recht dazu zu behaupten. Ein Künstler steht mit seiner Person, seiner Lebenszeit, für das ein, was er tut. Nichts ist leichter, als einem Bild, einem Stück moderner Musik aus dem Wege zu gehen.

Die unabdingbare Freiheit des Musikers, Malers, Schriftstellers begründet sich in deren Vorleistung, sich ganz, und sonst niemanden, zu engagieren, und damit der Gesellschaft ein Angebot auf eigenes Risiko zu machen, das diese annehmen oder ausschlagen kann. Es gibt keinen Zwangskonsum ihrer Produkte, und wenn sie nicht wahrgenommen werden, war es das Risiko ihrer Freiheit.



DDR-Wohnbebauung,
Berlin-Hellersdorf

Mit dem, was Architekten bauen, müssen Millionen für lange Zeit leben. Nicht zuletzt deshalb, als Vertreter der Benutzer, sitzt die öffentliche Verwaltung mit am Tisch, und nicht nur als Agent der Feuerversicherung oder des Gesundheitsamtes. Es ist bei demokratischen Verhältnissen überhaupt nichts dagegen einzuwenden, daß nicht nur Banken und Investoren, sondern auch öffentliche Gesichtspunkte des Städtebaus sich nachhaltig in einem solchen Spiel der Bebauung eines historischen Platzes geltend machen. Wie denn sonst? Daß und wie einzelne Architekten und Verbände mit Schaum vor dem Mund gegen eine solche Einflußnahme wüten, zeigt nur, wie dürftig ihr eigenes Demokratieverständnis ist und wie es im Grunde eben nur um den rabiaten eigenen Berufsnarzißmus geht, dem keine Anbiederung an den Bauherren zu peinlich ist, der aber Verrat schreit, wenn über die öffentliche Hand sich die Nutzer zu Worte melden.

Wie überträgt man diese Problematik in eine fachliche Diskussion? Das Beispiel Pariser Platz provoziert zumindest die praktische Frage: Was macht man, wenn heutige Architekten eine historische Platzvorstellung, einen vormodernen Grundriß bzw. Fassade, nicht zu begreifen bzw. zu lesen vermögen? Wenn keine Gestaltungssatzung, dann muß zumindest irgend ein anderes, besseres Instrument her. (Es war, in diesem einen Fall, durch Bernhard Strecker und mich beizeiten, im ersten Gutachten zum Pariser Platz für den Bausenator, vorgeschlagen worden: ein Werkstattverfahren zwischen allen Bauherren und ihren Architekten am Pariser Platz.)

Was sich die protestierenden Architekten klarmachen müssen, ist die Alternative zu solchen fachlichen Lösungen. Sie wurde beim Pariser Platz deutlich vorgezeichnet. Der zuständige Ausschuß des Abgeordnetenhauses nahm sich der Frage an und fand die Gestaltungssatzung des Bausenats noch zu lasch. Eigentlich wäre man für eine historische Wiederherstellung. Ohne fachliche Vermittlungsanstrengungen führt die Arroganz der Architekten also stracks zum blanken Historismus: Wiederherstellung laut Dokumentation. In der Berliner Denkmalpflege gilt dieser etwas dumpfe Grundsatz schon lange, aber er könnte, wenn die Dinge wie bisher weitergehen, auch für Neubauten im öffentlichen Bereich zum Maß werden.

3. Persönliche Meinungsäußerung: Bitte um mehrheitliche Einstellung der individuellen Entwurfsarbeit

Besuch in Hellersdorf

Hellersdorf ist die jüngste Großtafelsiedlung der DDR. Die technische Qualität ist, Experten zufolge, hier auf ihren niedrigsten Punkt angelangt, städtebaulich dagegen hat Hellersdorf Qualitäten. Die städtebauliche Postmoderne hat unübersehbar ihre Spuren hinterlassen. In einigen Kernzonen wurden noch die üblichen Elfgeschosser gebaut, die Normalhöhe der Bebauung beträgt aber sechs Geschosse, die in Stadtrandnähe auf fünf Geschosse heruntergehen. Es wurden nicht einfach Solitäre hingestellt, sondern Gebäudeblöcke gebildet, die nach außen Blockfronten aufweisen und Straßenräume bilden (so gut es ging). Nach innen wurden identifizierbare Blockinnenbereiche gebildet (so gut es ging).

In alledem unterscheidet sich Hellersdorf erheblich von Marzahn und Hohenschönhausen. Deshalb ist Hellersdorf ein Ort für leichte Sanierungsstrategien. Drei Strategien geringer Eingriffstiefe gegenüber dem Großtafelviertel werden hier verfolgt: bautechnische Sanierung und Verschönerung des Einzelgebäudes; Ordnung und Begrünung der Zwischenräume; Implantation von ARCHITEKTUR.

Es gibt dabei Fälle, wo beinahe Musik dabei entsteht. In der Cottbusser Straße (zwischen Cottbusser Platz und Kastanienallee) führen die alleeartigen Baumpflanzungen und Parkbuchten dazu, daß auf eine kürzere Strecke immerhin ein herkömmliches Vorortbild entsteht, während in den Innenhöfen abgezaunte Mietergärten, Spielplätze und überkommene Wäscheleinen genossenschaftsartige Lebensdichte versprechen, mithin, nüchtern geurteilt, eine Eindämmung des die Großsiedlungen durchflutenden Niemandslandes.

In der Rathener Straße, über dem U-Bahnhof Hellersdorf und in Sichtweite des geplanten neuen Stadtzentrums, ging die späte DDR-Planung zu geschlossenen Blöcken mit bewußt eingesetzten Traufhöhen über (ohne Traufe selbstverständlich). Was in diesem Bauabschnitt städtebaulich nicht funktioniert, sind die Abstände – von Fassade zu Fassade entsteht etwas, was weder Platz noch Straße ist, was auch nicht flächendeckend durch Bäume redimensioniert werden kann. In der Rathener Straße sind es die Biegung der Straße

und das Gefälle des Geländes, die blitzartig eine Ahnung davon vermitteln, was mit einer leichten Verrückung möglich gewesen wäre – eine Räumlichkeit des Gebauten, die die Frage Ja oder Nein zur Großtafel überholt. Ich komme auf diese grausame Erkenntnis gleich zurück.

Um so komischer wird es, wenn Architektur antritt, um zu retten, was im Großtafelviertel noch zu retten ist. Entlang der Landsberger Allee bereits, auf dem langen Weg nach Hellersdorf, passieren die Versuche der Investorenschaft Revue, gegen die Großtafelsiedlungen orientierende Monumente zu setzen, Architektur. Es handelt sich bisher überwiegend um Bürohäuser und Einkaufszentren, mit dem Höhepunkt der Pyramide, einer unübersehbaren, steinverkleideten Landmark auf der Grenze zwischen Lichtenberg und Marzahn.

Investorenburgen dieser Art wachsen überall in der östlichen Peripherie heran, teils sind sie bereits fertig. Die ganze rührende Naivität des Glaubens an den Kontrapunkt Platte-Architektur findet man aber erst in Hellersdorf, und zwar in der Rieser Straße, kurz bevor die Großsiedlung vor dem Mahlsdorfer Kleinhauseppich aus den zwanziger Jahren kapituliert. An der Jenaer Straße ist das Bezirksamt untergebracht, in üblichen Großtafelbauten. Ein ehrgeiziges Rathausprojekt wird wohl noch lange Projekt bleiben, so mußte ein Zeichen her. Und so stellte man neben die Tafelgebäude, die leere Straßenecke besetzend, eine schlanke bläuliche Glaspypiramide.

Der Effekt ist da. Aber er ist nicht der intendierte, sondern dessen Umkehrung. Was im Louvrehof vom Pompier-Speck des Louvre Napoleons III. getragen wird und dessen Geschmacklosigkeiten seinerseits etwas veredelt, wird hier zum Witz. Zwischen Platte und Pyramide tut sich ein Vakuum auf, die Vermittlung geht so rasant gegen null, daß man erst lacht, dann Erbarmen empfindet mit diesem unnützen Glasgestell, das so weit von aller Architektur entfernt ist, daß es die Erlösung zur gelungenen Sichtbarkeit nie wird erfahren dürfen. Gewöhnlicher Schmutz und gewöhnlicher Vandalismus werden es ereilen, es wird unbeachtet dastehen in einer ruppigen Welt, in der viele Parkplätze und wenige Bürgersteige existieren, bürgerliches Leben fern ist wie der Mond, und ein Bäckereiauto aus einer märkischen Kleinstadt der einzige gastliche Impuls ist.

Stadt ohne Architektur

Es geht mir nicht darum, polemisch die Platte zu feiern, egal ob Ost- oder West-Version. Die Großtafel ist interessant als die härteste, Subjektivität am weitesten beschädigende Form der Vorfertigung. Es geht erst recht nicht um einen Fetischismus des Verfahrens, der industriellen Herstellung, Typisierung usw. Es geht um das Maß an Aufklärung, das der gegenwärtige Umgang mit den Großtafelsiedlungen in aller Welt bereitstellt.

Wenn ich die Erkenntnis, die in Hellersdorf zwischen den gescheiterten Blockmodellen und ihrer gartenbautechnischen Inszenierung aufscheint, ernst nehme, dann ist es die einer Stadt, die räumlich befriedigt, ohne auf herkömmliche Architektur – als andere Architektur als die, die in die Vorfertigung eingeht – angewiesen zu sein. Wenn ich daraus eine Strategie folgere, dann hat sie zwei Ebenen:

1. Stadtplanung muß vorgängig für Nähe, Dichte und Überlappung unterschiedlicher Funktionen, Wege, Lebensweisen sorgen, daß die Ansprüche an Architektur minimiert werden können. Im Grenzfall heißt das: Eine gut geplante Stadt kommt zur Not auch mit schlechter Architektur aus, sie überspielt sie durch die übrigen Qualitäten.
2. Das Entwerfen muß entlastet werden. Für jedes neue Gebäude Architektur zu entwerfen, ist zu aufwendig. Die vorhandenen ästhetischen Kompetenzen sind in unserer kargen Zeit so kostbar, daß sie effektiver eingesetzt werden müssen.

Arbeitsteilung

Strategie 2 ist die hier interessante. Die Vorfertigung ist ein Modell dafür – ein Modell wohlgeordnet, nicht der einzige Weg. Sie zeigt, worum es geht: Arbeitsteilung, Abstützung, Bündnissysteme. In der Vergangenheit besorgte die Tradition die Abstützung. Typus, Materialwahl, Formenvokabular waren nicht neu zu erfinden, das Erfinden ruhte auf dem Gegebenen und setzte es fort.

Die Vorfertigung zu benutzen, um ästhetische Kompetenz besser einzusetzen und breiter zu streuen, ist ein mit der Vorfertigung von Anfang an verknüpfter Gedanke gewesen, auch wenn er durch die Praxis der sechziger Jahre nicht gerade bestätigt wurde. Andererseits steht die Kritik dieser Praxis bemerkenswerterweise noch aus – man be-

gnügte sich weitgehend damit, sich abzuwenden und das Experiment in Bausch und Bogen zu verwerfen, also als unaufgegliedertes Konglomerat von Stadtplanung, Bauindustrie und architektonischer Mittäterschaft. Daß die Schnittstellen ganz anders gelegt werden können, haben ja zumindest Leute wie Bofill und Sawade gezeigt. Aber das kann, den Fall ernst genommen, doch nur der Anfang sein.

Die Verhältnisse zwischen Typus, Bildlichkeit und Design, Typus, Konstruktion und Vorfertigung, Typus, Funktion und Material, Typus, Normierung und Elementierung, sind noch einmal durchzugehen. Das Experimentieren mit diesen Verhältnissen, das es um 1900 an vielen Stellen gab, wurde vorzeitig, in den zwanziger Jahren, zugunsten von nur einer Schiene aufgegeben. Nur von dieser Schiene wissen wir bislang einigermaßen, was auf ihr erreichbar ist. Zu industrialisieren, was man ohnehin gebaut hätte, erwies sich als zu kurz gegriffen.

Nicht umsonst steht bei der obigen Aufzählung aber das Wort Typus im Mittelpunkt, und nicht das Wort Industrialisierung. Es geht heute nicht um typologische Verengung zugunsten billiger Serien, sondern, umgekehrt, um Vervielfältigung zugunsten von mehr Beweglichkeit. Außerdem werden in Zukunft die Prämissen industrieller Produktion im Lichte eines anstehenden Umdenkens von eher energieintensiven zu eher arbeitsintensiven Produktionsweisen andere sein. Es muß noch einmal ganz von vorne gedacht werden, weil nichts davon mehr das ist, was es war, als die Industrialisierung vor rund 100 Jahren ihren Anfang nahm.

4. Antrag an den BDA: Experimentieren!

Es geht jetzt um den Schritt zum praktischen Gegensteuern, einem Gegensteuern mit berufsspezifischen Mitteln. Einer mittelständischen, nichtgewerkschaftlichen Interessenvertretung mit intellektuellem Anspruch und in Anspruch genomener gesellschaftlicher Verantwortung kann man zumuten, nicht nur schmerzhaftes Fragen zu stellen und etwas weiter in die Zukunft zu sehen, sondern auch Folgerungen zu ziehen und zu handeln, so weit es ihrem Part entspricht und entsprechendes Handeln anderer Partner im Spiel – z. B. öffentliche Ausschreiber – vorausgesetzt.

Die Studenten, die heute ihr Diplom machen, haben genau das gelernt, was sie heute nicht mehr brauchen: Wie ent-

werfe ich unter der Fiktion, ich sei der architektonische Held? Sie haben so gut wie nichts von dem gelernt, was sie in einer zerfallenden und zahlreiche neue Verbindungen eingehenden Berufspraxis brauchen werden.

Unnötig, nach einer Veränderung der Ausbildung zu rufen, sie verändert sich nicht. Warum auch? Keinen der Beteiligten (Wissenschaftsverwaltung, Lehrkörper, Studenten) drückt, angesichts der Eigenart des Faches, die Wirklichkeit so sehr, daß wirkliche Veränderungen zwingend wären.

Wenn sich etwas ändert, dann dort, wo die Praxis unmittelbar drückt.

Ich beantrage also, mit der nötigen intellektuellen Brechung, dies als Außenseiter und Nicht-Mitglied, also unzuständig und unmaßgeblich, zu tun, eine andere Verbandspolitik. Statt überholtes oder bestenfalls Gegenwärtiges zu prämiieren, soll das offene, berufsbezogene Experimentieren zur Hauptaufgabe werden, ein Experimentieren sowohl mit den Formen als auch mit den Gegenständen der Berufsausübung.

Im folgenden einige Anregungen zum Ausmalen.

Recherche

Unterhalb der Ebene des Entwurfs sind Untersuchungen nötig, die den Umkreis garantierter Wirkungslosigkeit, den das Bundesbauministerium seit Jahrzehnten um sich herum aufrecht erhält, energisch verlassen: simulierter Ernstfall, aber ohne dessen Zeit- und Kostendruck. Das Forschungslabor dieser Recherche ist nicht zentralisiert, sondern befindet sich in gerade jenen Architekturbüros, die an einem interessanten Segment der Aufgabe dran sind. Diese Untersuchungen werden über Verteilung eines Topfes, Kauf und Vertrieb von Ergebnissen oder Methoden der Kostenumverteilung und des Kostenausgleichs finanziert.

Andere Bürostrukturen

Wer soll die Offensive gegen ein weitgehend obsoletes Baurecht in Gang bringen, wenn nicht die Architekten selber? Auf welchen kommenden Reformer wollen sie warten?

Das individuelle Gegenüber von Architekten und Bauherren ist eine Fiktion. Kaum ein Architekt weiß mehr, wem

er alles gegenübersteht, die Gegenüberstehenden kennen den Architekten nur als Störung oder vom Hörensagen. Zurück zur Bauhütte geht es nicht. Welche halbwegs neuen Interaktionsformen zwischen Architekten und Auftraggeberstrukturen sind denkbar? Wie sind Architektenindividuen koalierbar, ohne daß Kollektivierungsverluste entstehen? Hierfür könnten Rechtsbeistände, Therapeuten, Soziologen usw. als Experten nützlich sein und würden als solche bezahlt.

Der Individualismus ist gerade richtig; was nicht geht, ist der Generalismus. Bzw. er geht nur als Großbüro, wo von vornherein – sonst gäbe es das Büro nicht – das Entwerfen nur noch in den Fenstern verläuft, die die Bauplanung bereithält.

Die umgekehrte Lösung könnte mehr versprechen: nicht die eigene Entwurfstätigkeit durch eine Planungsmaschine unterfüttern, bis man sich selber nicht mehr wiedererkennt (der Fall von Entwerfern wie beispielsweise Rogers und Foster, oder, etwas mehr parterre, von Gerkan und Marg, Kleihues u. a.), sondern die Entwurfsenergie bereits im Vorfeld einzugeben, vor allem in die Herstellung der Instrumente der Bauplanung (Beispiel, wie gesagt, Vorfertigung, genauso Beispiel CAD).

Dies aber nicht nur nach der technischen Seite – die großen Nachrichten vom Umbau der Architekturpraxis kommen verdächtig einseitig nur von der Front der Kooperation mit den Fachingenieuren. Den Gebrauchswert der Architektur sichert man auf diese Weise bestimmt nicht. Genauso wichtig ist die andere, die Seite der Nutzer. An dieser einst so aktuellen Front tut sich gar nichts mehr, sie muß neu eröffnet werden, ohne die Sozialromantik von einst. Keine Entwurfspartizipation und kein Billigbauen, sondern das Vermitteln von Entscheidungsalternativen mit deren bindenden Folgen, was die Grundentscheidungen angeht, was wie und wo gebaut wird.

Wettbewerbe – welche Wettbewerbe?

Im 19. Jahrhundert stellte man, in Aufnahme von Akademiegepflogenheiten des ancien régime, technische und ästhetische Probleme zur Diskussion, indem man zu Konkurrenzen aufrief, also Studienwettbewerbe veranstaltete – ohne den Anspruch, das Entworfenen müsse auch gebaut werden.

Nimmt man die Aufgabe einer veränderten Allokation der vorhandenen ästhetischen Kompetenzen ernst, dann liegt hier ein Modell dafür vor, wie man die Praxis neu organisieren kann. Es werden Problem- und Detailwettbewerbe ausgeschrieben, die Lösungen für genau definierte Probleme und Fragestellungen erbringen sollen.

Finanzierung

Da diese Lösungen in die Praxis eingehen können – man kann nachhelfen –, sind sie grundsätzlich weiterverkäuflich. Einerseits wird das Erarbeitete, Erfundene der Verwirklichung zugeführt, andererseits lassen sich die Wettbewerbe refinanzieren.

Preise

Durch Preisverleihungen feiern sich in der Regel die Verleiher selber. Der BDA (oder eine ähnliche Organisation) sollte es besser wissen und machen. Ich kenne junge Architekten, die an ganz bescheidenen alltäglichen Typologieproblemen arbeiten, mit gesellschaftlich enorm brauchbaren Ergebnissen. So etwas gibt es vermutlich viel öfter, als der einzelne weiß. Gegen den Strom sich von alleine auf den Weg zu machen, ist so schwierig, daß es belohnt werden sollte. Wozu den längst Arrivierten die soundsovielte Ehre, Preissumme, Ehrenmitgliedschaft usw. hinterherwerfen, wo es darauf ankommt, diejenigen sichtbar zu machen und zu ermutigen, die für ihren schwierigen Weg ein Minimum an öffentlicher Aufmerksamkeit brauchen?

Umfeldwerbung

Architekten haben die phantastische Fähigkeit, ausgiebig über Gesellschaft zu reden und ausschließlich ihre Architektur zu meinen. Erfahrungsgemäß sind sie unter diesen Bedingungen gegenüber soziologischen oder psychologischen Belehrungen und Herausforderungen vollkommen resistent. Man muß also ganz anders vorgehen und nicht selber über die Gesellschaft reden, sondern so viel und vielfältig wie möglich Gesellschaft über Architektur reden lassen. Das ist natürlich mit einem Jahrestreffen auf der Go-

desburg nicht zu machen. Es setzt voraus, daß die Architekten organisiert, qua Verband, nach außen gehen und sich von denen alltäglich ‚beschulen‘ lassen, die wissen, was ihr Alltag ist.

Marktpreise intellektueller Arbeit

Die HOAI ist ein Grundstein deutscher architektonischer Denkfaulheit. Sie setzt fest, was Geldes wert ist, und was nicht. Beahlt wird die routinisierte Leistung. Nachdenken ist nicht HOAI-fähig. Das geht bis in die Praxis. Wenn ich einen für den Auftraggeber nützlichen Sachverhalt schriftlich niederlege, bewege ich mich am Rande des Akzeptierbaren. Lege ich denselben Gedanken als Plan vor, greift das System. Innerhalb der Architektenleistung bringt ein Text Geld, in einer Architekturzeitschrift ein Zeilenhonorar, über das man nur weinen kann.

Berufspraktische Fußnote

Sage keiner, daß das keine praktischen Folgen habe. Dieser Text wird per Manuskriptseite honoriert. Das hat auch etwas mit der Zeit zu tun, die auf die Abfassung verwandt werden kann. Die zwangsläufig knappe Zeit führt dazu, daß der Gegenstand, auf den die obenstehenden Anregungen hinsteuern, nur in Umrissen kenntlich gemacht ist. In der Tat: Das vollständige Programm ist nicht hier schon vorzulegen. Es zu schreiben, ist ein Stück beruflicher Umwelt, das herzustellen keine Gratisleistung sein kann.

Im Gegenzug hat die Gesellschaft kein Recht, von Architekten gratis gesellschaftliches Engagement zu verlangen. Architekturleistungen werden gut bezahlt, weil die ganz gewöhnliche Leistung als gesellschaftlich nützlich vorausgesetzt wird. Hier, in der Pflicht, nicht in einer alternativen Kür, sind die Architekten der Gesellschaft etwas schuldig. Hier haben sie nachzubessern, damit der Gebrauchswert architektonischer Leistungen wieder guten Gewissens diskutierbar ist.

DDR-Wohnbebauung,
Berlin-Hellersdorf, dekorierte Platte

